

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Lovecraft, H. P.  
**Horror Stories**

Aus dem Amerikanischen von H. C. Artmann, Charlotte Gräfin von Klinckowstroem und Rudolf Hermstein. Ausgewählt und mit einem Vorwort von Wolfgang Hohlbein.

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 3967  
978-3-518-45967-6

suhrkamp taschenbuch 3967

H. P. Lovecraft ist der Meister des Horrors, Wolfgang Hohlbein sein bedeutendster und erfolgreichster deutschsprachiger Nachfahre. Jetzt hat Hohlbein, der selbst in seinem Werk Lovecrafts berühmten Cthulhu-Mythos aufgegriffen hat, dessen beste und wichtigste Erzählungen zusammengestellt und eingeleitet: der ultimative Lovecraft in einem Band! Ideal für Einsteiger in das Werk des Mannes, der Autoren von Stephen King bis Michel Houellebecq geprägt hat. Und hochinteressant für alle eingeweihten Fans, die hier den persönlichen Zugang eines der meistgelesenen deutschen Autoren kennenlernen. Ein Gipfeltreffen der Schauergeschichte!

Howard Phillips Lovecraft wurde am 20. August 1890 in Providence, Rhode Island geboren und starb am 15. März 1937. Alle seine Erzählungen und zahlreiche Essays liegen im Suhrkamp Verlag vor.

Wolfgang Hohlbein, geboren 1953 in Weimar, ist der erfolgreichste und meistgelesene deutschsprachige Horror- und Fantasyautor. Er lebt in Neuss.

# H. P. Lovecraft HORROR STORIES

Ausgewählt und mit einem Vorwort  
von Wolfgang Hohlbein

Aus dem Amerikanischen  
von H. C. Artmann,  
Charlotte Gräfin von Klinckowstroem  
und Rudolf Hermstein

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3967  
Erste Auflage 2008  
Copyrightnachweise am Schluß des Bandes  
© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag  
Frankfurt am Main 2008  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Satz: Libro, Kriftel  
Printed in Germany  
Umschlag: Göllner, Michels  
ISBN 978-3-518-45967-6

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

## Inhalt

Vorwort von Wolfgang Hohlbein . . . . .	7
Cthulhus Ruf . . . . .	13
Der Fall Charles Dexter Ward . . . . .	49
Die Farbe aus dem All . . . . .	209
Berge des Wahnsinns . . . . .	247
Stadt ohne Namen . . . . .	379
Die Ratten im Gemäuer . . . . .	397
Schatten über Innsmouth . . . . .	423
Die Musik des Erich Zann . . . . .	507



## Vorwort von Wolfgang Hohlbein

Um ganz ehrlich zu sein: Als der Suhrkamp Verlag vor einigen Monaten mit dem Angebot an mich herantrat, eine Sammlung hochkarätiger Lovecraft-Geschichten herauszugeben und ein kleines Vorwort dazu zu schreiben, da fühlte ich mich (und das ist bis heute so geblieben) geehrt, aber auch ein bißchen verwirrt. Ich? Warum sollte irgend jemanden ausgerechnet *meine* Meinung zu Howard Phillips Lovecraft interessieren? Und selbstverständlich verbrachte ich die nächsten sechs Wochen vor Ehrfurcht erstarrt vor einem leeren Blatt und wartete vergeblich darauf, daß es sich von selbst mit geschliffenen Worten und eloquenten Gedanken füllt, und ebenso selbstverständlich dauerte es dann nicht mehr lange, bis ich begann, meine vielleicht doch etwas vorschnell gemachte Zusage zu bereuen und mich selbst dafür zu verfluchen, mal wieder nicht meine vorlaute Klappe gehalten zu haben und einfach die Wahrheit zu sagen, nämlich daß ich Lovecraft bewundere und verehere, aber eigentlich gar nicht genau sagen kann, *was* mich an seinen Geschichten und Romanen so fasziniert.

Aber zugesagt ist zugesagt, und dann muß es wohl sein. Also versuchen wir es:

Howard Phillips Lovecraft, geboren am 20. August 1890 in Providence, Rhode Island, gehört zu den wohl herausragendsten Vertretern der . . .

Nein. Diese Art von Vorwort liegt mir nicht, und zudem glaube ich, daß alles, was über seine literarischen Qualitäten, sein Leben und seinen Werdegang gesagt und geschrieben werden kann, schon hundert Mal (und hundert Mal besser, als ich es könnte) gesagt und geschrieben worden ist. Wer eine theoretische Abhandlung über das Leben und Werk des Howard Phillips Lovecraft lesen möchte, der mag bei Wikipedia nachschlagen oder zu einem der anderen zahlreichen Bücher greifen, die zu diesem Thema erschienen sind. Zu dieser Seite des – meiner Meinung nach wohl am meisten unter-

schätzten – Autors seiner Zeit kann ich lediglich mein Bedauern hinzufügen, daß er nur so wenig geschrieben hat; einige wenige Romane und eine Handvoll Kurzgeschichten, die nebeneinandergestellt nicht mal ein einziges Brett in meinen Billy-Regalen füllen.

Sprechen wir lieber über den *Einfluß*, den die Werke dieses zurückgezogen lebenden Sonderlings auf mich hatten. Ich will nicht so weit gehen und behaupten, daß ich ohne die Geschichten von Lovecraft nicht angefangen hätte zu schreiben oder daß mein Leben gar anders verlaufen wäre, aber er hat mir doch in weit größerem Maße den Weg gewiesen, als mir über lange, lange Zeit vielleicht selbst bewußt war.

Der erste Lovecraft, den ich gelesen habe, war gar nicht von Lovecraft, sowenig wie der erste Lovecraft-Film, den ich gesehen habe, eine getreue Umsetzung einer seiner Geschichten gewesen wäre. Beides hinterließ bei mir einen durchaus zwiespältigen Eindruck. Es handelte sich um eine mäßig unheimliche Erzählung von Clark Ashton Smith, einem der zahllosen Bewunderer und Nachfolger Lovecrafts, die seiner ausdrücklichen Aufforderung Folge geleistet haben, sein Werk fortzusetzen und ihre eigene Imagination hinzuzufügen (in diesem speziellen Fall sogar zu Lebzeiten des Autors, mit dem ihn eine langjährige Brieffreundschaft verband), bei dem Film um ein meiner verblassenden Erinnerung nach unsägliches Machwerk in Schwarzweiß (vermutlich von einem preisgekrönten Künstler, der den möglichen großen Erfolg einer Lovecraft-Verfilmung auf dem Altar seiner künstlerischen Vision opferte), das eigentlich nur aus einer Aneinanderreihung bewußt verwackelter, körniger Einzelbilder und einer eher verworrenen Handlung zu bestehen schien. Die Handlung blieb mir damals größtenteils verschlossen (ich glaube, es gab keine . . .) und hatte irgend etwas mit einem uralten Buch, den geheimnisvollen Ruinen einer Stadt am Ende der Welt und einem Tor in die Unendlichkeit und die Abgründe der Zeit zu tun. Wer genau hinsieht, wird die dazu passende Geschichte vielleicht in dieser Sammlung wiederfinden.

Mir war sie damals jedenfalls vollkommen unbekannt, und vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, wie ich damals war, hatte ich für solcherlei Kunst selbstverständlich nichts als Verachtung und bestenfalls Verständnislosigkeit übrig.

Ich glaube sogar, in diesem speziellen Fall zu Recht.

Und trotzdem: Irgend etwas ... *war* an dieser Geschichte, eine düstere Faszination hinter den Bildern, die sich weder mit Worten beschreiben noch wirklich begreifen ließ, aber ganz eindeutig *da* war, und dasselbe galt auch für das Buch, das ich damals (Clark Ashton Smith möge mir verzeihen, aber wie gesagt: Ich war vierzehn oder fünfzehn) ebenso wirr wie langweilig fand.

Aber da war etwas *unter* der Oberfläche, eine Geschichte hinter der Geschichte, die ebenso lautlos wie unüberhörbar Aufmerksamkeit reklamierte und die auch gar nicht daran dachte, nach dem Ende des Films und der letzten Seite des Buches wieder zu verschwinden.

Nicht einmal mir fiel es damals besonders schwer, den Autor herauszufinden, der wirklich hinter dieser Faszination steckt, und wenig später hielt ich dann meine erste *richtige* Lovecraft-Geschichte in Händen, ohne damit sonderlich glücklicher zu sein als mit ihren beiden Vorgängern: *Der Fall Charles Dexter Ward*, eine, wie ich finde, sogar eher untypische Story für diesen Autor und sicher nicht seine allerbeste. Aber auch für sie gilt, was für nahezu alle Lovecraft-Geschichten gilt: Sie hatte etwas, das mich packte und nicht mehr losließ, etwas, das uns an den dunkelsten Punkten unserer Seele berührt, sich dort einnistet und sich in unsere Träume schleicht. Nicht in die Träume, aus denen man nachts in Schweiß gebadet und mit klopfendem Herzen erwacht, weil man zu fallen und zu fallen glaubt oder von schrecklichen Gestalten verfolgt wird, vor denen man so schnell und lange davonlaufen kann, wie man will, ohne jemals von der Stelle zu kommen. O nein, so einfach macht es uns Lovecraft nicht.

Und er macht es uns schon gar nicht einfach, die Faszination zu ergründen, die von seinen Texten ausgeht. Genaugenommen ist nur sehr wenig wirklich außergewöhnlich an ihnen; um nicht zu sagen, eigentlich nichts.

Ist es der Mythos, den er erschaffen hat, die Geschichten von Cthulhu und den Großen Alten, schrecklichen Göttern, die vor Millionen Jahren von den Sternen kamen und nach einem gewaltigen Krieg gegen die Älteren Götter in finstere Kerker außerhalb der Zeit oder am Meeresgrund verbannt wurden, wo sie bis heute auf den Tag

ihrer Erwachens warten, um ihre Schreckensherrschaft über die Erde und die Menschen neu anzutreten?

Kaum. *Sooo* originell ist diese Idee nun auch wieder nicht.

Ist es seine Sprache, die so brillant und geschliffen ist, daß sie uns einfach in ihren Bann schlägt und nicht mehr losläßt?

Eher nicht. Auf den ersten Blick ist seine Sprache eher altertümelnd, manchmal holperig und nur zu oft langatmig und umständlich, auf jeden Fall aber sicher nicht mehr zeitgemäß; selbst damals schon nicht mehr, als ich vierzehn war.

Sind es die bizarren Bilder und Geschöpfe, die er heraufbeschwört? Gigantische Oktopoden, die am Meeresgrund lauern, Dinge, die in den Schatten hausen und in unseren Gedanken flüstern, oder gar menschengroße Schnecken, deren gierige Blicke uns über die Abgründe von Raum und Zeit hinweg belauern? Die zyklopischen Ruinen einer untergegangenen Kultur, deren verdrehte Geometrie unsere Sinne schwindeln läßt?

Nein. Hollywood hat gräßlichere Monster erschaffen, und so mancher Autor phantasievollere Welten und größere Bedrohungen, die uns den Schweiß auf die Stirn und den Puls in die Höhe treiben.

Oder sind es die uralten Beschwörungsformeln, die verbotenen Worte einer Sprache, die älter ist als die Menschheit, und die allein auszusprechen schon den Tod oder Schrecklicheres bringt?

Nun ja, geschrieben sehen sie . . . sonderbar aus, und wer jemals versucht hat, sie laut auszusprechen, der hat wohl eher die Feststellung gemacht, daß sie *bestenfalls* sonderbar klingen, mit einem ganz leichten Hang zum Lächerlichen.

Nein, es ist nichts von alledem. Was aber nun *ist* das Geheimnis dieses Autors? Daß er unheimliche Geschichten geschrieben hat sicher nicht, das haben andere vor und nach ihm ebenfalls getan, und viele mit größerem Erfolg (oder zumindest mehr öffentlicher Akzeptanz). Auch wenn der Name Howard Phillips Lovecraft heute bekannter ist als seinerzeit, so hat er doch nie die literarische Anerkennung gefunden wie etwa ein Edgar Allen Poe, oder die breite Akzeptanz eines Stephen King, Dean Koontz oder Clive Barker. Zu Unrecht, finde ich, denn in den Werken und vieler, vieler Autoren unheimlicher Geschichten ist sein Einfluß deutlich zu spüren.

Und nicht nur dort. Sieht man genau hin, findet man ihn nahezu

überall in der unheimlich-phantastischen Literatur. Kaum ein unheimlicher Roman, in dem man seinen Geist nicht spürt, kaum ein phantastisches Verlagsprogramm, das ganz ohne einen Lovecraft-Titel oder zumindest ein von ihm inspiriertes Werk auskommt, und selbst Hollywood kann seinen Einfluß nicht leugnen – auch wenn die allermeisten Filme (auch die, die nicht aus Hollywood kommen) eher als kläglich gescheitert bezeichnet werden müssen.

Vielleicht ist das Teil des Geheimnisses, das die Geschichten von Lovecraft umgibt: Die Faszination, die von seinen Werken ausgeht, läßt sich schwer in Worte und möglicherweise gar nicht in Bilder fassen. Seine Geschichten berühren etwas in uns, vielleicht eine Urangst, die wir alle tief in uns tragen und die uns an Dinge erinnert, an die wir nicht erinnert werden wollen, vielleicht den dunklen Teil unserer Seele.

Das alles sind natürlich nur Erklärungs-*Versuche*, und ich maße mir auch nicht an, sein Geheimnis lüften zu können. Ganz gleich, mit wem man Lovecraft auch vergleicht, welche Schwäche, Stärken oder Besonderheiten man auch zu entdecken mag, eigentlich läuft es auf jene klitzekleine Kleinigkeit hinaus, von der jeder Autor träumt und die die wenigsten erreichen: Seine Geschichten atmen den vielgerühmten *sense of wonder*, dieses gewisse Etwas, das sich unmöglich in Worte fassen läßt und uns doch nicht losläßt.

Es war dieses Etwas, das ich damals gespürt habe, und zumindest für mich ist dieses *Etwas* bis heute geblieben, und es hat einen Namen: Howard Phillips Lovecraft.

*Wolfgang Hohlbein*



# Cthulhus Ruf

Ein Überleben jener großen Mächte oder Wesen  
ist durchaus vorstellbar, ein Überleben aus einer  
fernen Zeit, als das Bewußtsein sich vielleicht in  
Formen offenbarte, die vor dem Heraufdämmern  
der Menschheit wieder verschwunden sind,  
Formen, von welchen allein Dichtung und  
Sage eine flüchtige Erinnerung bewahrt haben,  
und die von ihnen Götter, Monstren,  
mythische Wesen genannt wurden.

*Algernon Blackwood*

## 1 Das Basrelief

Die größte Gnade auf dieser Welt ist, so scheint es mir, das Nichtvermögen des menschlichen Geistes, all ihre inneren Geschehnisse miteinander in Verbindung zu bringen. Wir leben auf einem friedlichen Eiland des Unwissens inmitten schwarzer Meere der Unendlichkeit, und es ist uns nicht bestimmt, diese weit zu bereisen. Die Wissenschaften – deren jede in eine eigene Richtung zielt – haben uns bis jetzt wenig gekümmert; aber eines Tages wird das Zusammenfügen der einzelnen Erkenntnisse so erschreckende Aspekte der Wirklichkeit eröffnen, daß wir durch diese Enthüllung entweder dem Wahnsinn verfallen oder aus dem tödlichen Licht in den Frieden und die Sicherheit eines neuen, dunklen Zeitalters fliehen werden.

Theosophen haben die schreckliche Größe des kosmischen Zyklus geahnt, in dem unsere Welt und menschliche Rasse nur flüchtige Zufälle sind. Sie haben die Existenz merkwürdiger Überwesen angedeutet in Worten, die unser Blut erstarren ließen, wären sie nicht hinter einem schmeichelnden Optimismus versteckt. Aber nicht durch sie wurde der einzelne flüchtige Blick in verbotene Äonen ausgelöst, der mich frösteln macht, wenn ich daran denke, und wahn-sinnig, wenn ich davon träume. Dieser Blick, wie jede furchtbare Schau der Wahrheit, blitzte aus einem zufälligen Zusammensetzen zweier getrennter Dinge auf – in diesem Fall einer alten Zeitungsnotiz und der Aufzeichnungen eines verstorbenen Professors. Ich hoffe, niemand mehr wird dieses Zusammensetzen durchführen – ich für meinen Teil werde nicht wissentlich auch nur ein Glied dieser grauenhaften Kette preisgeben. Ich glaube, auch der Professor hatte vorgehabt, Schweigen zu bewahren über das, was er wußte, und er hätte seine Notizen vernichtet, wäre er nicht plötzlich vom Tod überrascht worden.

Meine Berührung mit dem *Ding* begann im Winter 1926/27, mit dem Tod meines Großonkels George Gammell Angell, emeritierter Professor für semitische Sprachen an der Brown-University, Provi-

dence, Rhode Island. Prof. Angell war eine Autorität für alte Inschriften gewesen, und oft letzter Ausweg für die Leiter prominenter Museen; viele werden sich an sein Hinscheiden im Alter von 92 Jahren erinnern. Am Orte selbst gewann der Todesfall durch seine seltsamen Begleitumstände an Bedeutung. Es traf den Professor, als er von der Newport-Fähre nach Hause zurückkehrte; er stürzte plötzlich zu Boden, nachdem er laut Aussage mehrerer Zeugen von einem seemännisch aussehenden Neger angerempelt worden war, der aus einem der obskuren Hinterhöfe auf der Steilseite des Hügels kam, die eine Abkürzung von der Anlegestelle zum Hause des Verstorbenen in der William Street bildeten. Die Ärzte konnten keine sichtbare Verletzung feststellen; sie beschlossen nach langem Hin und Her, daß irgendein verborgener Herzschaden, verursacht durch den schnellen, steilen Anstieg des schon bejahrten Mannes, den Tod herbeigeführt haben müsse. Damals sah ich keinen Grund, warum ich mich mit dieser Darstellung nicht zufriedengeben sollte; aber in letzter Zeit neige ich dazu, mir Fragen zu stellen – und mehr als nur das . . .

Als Erbe und Testamentsvollstrecker meines Großonkels – denn er starb als kinderloser Witwer – hatte ich seine Papiere mit einiger Sorgfalt durchzusehen; zu diesem Zwecke schaffte ich seine ganzen Stapel von Zetteln und Schachteln in meine Wohnung nach Boston. Viel von diesem Material wird später durch die American Archeological Society veröffentlicht werden; aber da gab es eine Schachtel, die mir äußerst rätselhaft erschien, und es widerstrebte mir, sie anderen zu zeigen. Sie war verschlossen, und ich fand nicht den Schlüssel, bis ich auf den Gedanken kam, den privaten Schlüsselbund des Professors zu untersuchen, den er stets in seinen Taschen getragen hatte. Daraufhin gelang es mir tatsächlich, sie zu öffnen; aber ich sah mich nur einem größeren Hindernis gegenüber. Denn was konnte die Bedeutung jenes merkwürdigen Basreliefs sein, dieses unzusammenhängende wuchernde Gewirr, das ich vorfand? Sollte mein Onkel plötzlich, im hohen Alter, an irgendeinen oberflächlichen Schwindel geglaubt haben? Ich war fest entschlossen, den exzentrischen Bildhauer herauszufinden, der für diese so offensichtliche Geistesverwirrung des alten Mannes verantwortlich war.

Das Basrelief bestand aus einem groben Rechteck, war weniger als

1 Inch breit und betrug etwa 5 bis 6 Inches Flächeninhalt; sehr wahrscheinlich stammte es aus jüngster Zeit. Die Zeichnungen darauf jedoch waren in Stimmung und Suggestion alles andere als modern; denn obwohl die Phantasien des Kubismus und Futurismus vielfältig und abenteuerlich sind, zeigen sie kaum diese geheime Regelmäßigkeit, die in prähistorischen Inschriften verborgen ist. Und irgendeine Schrift war diese Anhäufung von Zeichen sicherlich; aber obwohl ich sehr mit den Papieren und Sammlungen meines Onkels vertraut war, gelang es mir nicht, irgendeine besondere Zugehörigkeit herauszufinden, nicht einmal eine entfernteste Verwandtschaft.

Über diesen Hieroglyphen befand sich etwas, das allem Anschein nach ein Bild sein sollte, dessen impressionistische Ausführung jedoch ein genaues Erkennen verhinderte. Es schien eine Art Monster zu sein, oder ein Symbol, das ein Monster darstellte, von einer Gestalt, wie sie nur krankhafte Phantasie ersinnen kann. Wenn ich sage, daß meine irgendwie überspannte Vorstellungskraft gleichzeitige Bilder eines Tintenfisches, eines Drachen und der Karikatur eines Menschen lieferte, werde ich, glaube ich, dem Geist der Sache entfernt gerecht. Ein fleischiger, mit Fangarmen versehener Kopf saß auf einem grotesken, schuppigen Körper mit rudimentären Schwingen; aber es war die Anlage des Ganzen, die es so fürchterlich erschreckend machte. Hinter der Figur war die nebulose Andeutung einer zyklischen Architektonik.

Die Notizen, die diese Wunderlichkeit begleiteten, waren, neben einer Menge Zeitungsartikel, in Prof. Angells eigener, letzter Handschrift und erhoben keinen Anspruch auf literarischen Stil. Was das Hauptdokument zu sein schien, war »Cthulhu Kult« überschrieben, in peinlich genau gemalten Buchstaben, wohl um ein falsches Buchstabieren dieses so fremdartigen Wortes auszuschließen. Das Manuskript war in zwei Abschnitte unterteilt, dessen erster »1925 – Traum und Traumresultate von H. A. Wilcox, 7 Thomas Street, Providence, R. I.« überschrieben war und der zweite »Darstellung von Inspector John. R. Legrasse, 121 Bienville St., New Orleans, La, 1908 A. A. S. Mtg. – Bemerkungen eben darüber & Prof. Webbs Bericht«. Die anderen Manuskriptbögen enthielten durchwegs kurze Notizen, einige von ihnen waren Berichte über merkwürdige Träume von verschiedenen Personen, andere Zitate aus theosophischen Büchern und

Zeitschriften (bemerkenswert W. Scott-Elliotts *Atlantis und das Verlorene Lemuria*), und der Rest von ihnen Bemerkungen über lang bestehende Geheimverbindungen und verborgene Kulte, mit Bezug auf Abschnitte in solchen mythologischen und anthropologischen Quellenwerken wie Frazers *Goldener Zweig* und Miss Murrays *Hexenkult in Westeuropa*. Die Zeitungsausschnitte wiesen größtenteils auf Fälle von extremem Wahnsinn und Auftreten von Massenpsychosen oder Manien im Frühjahr 1925 hin.

Die erste Seite des Manuskripts berichtete von einer sehr merkwürdigen Geschichte. Es scheint, daß am ersten März 1925 ein schmaler, dunkler Mann von überspanntem neurotischem Äußeren Prof. Angell besuchte und das eigenartige Basrelief mitbrachte, das ganz feucht und frisch war. Seine Karte trug den Namen Henry Anthony Wilcox, und mein Onkel hatte in ihm den jüngsten Sohn einer Upper-class-Familie erkannt, mit der er befreundet war. In letzter Zeit hatte er in der Rhode Island School of Design Bildhauerei studiert und wohnte in der Nähe des Instituts im Fleur-de-Lys-Gebäude. Wilcox war ein genialer, aber exzentrischer junger Mann. Von Kindheit an hatte er Aufmerksamkeit auf sich gelenkt durch die seltsamen Geschichten und merkwürdigen Träume, die er für gewöhnlich erzählte. Er selbst bezeichnete sich als psychisch hypersensitiv; die nüchternen Bewohner der alten Handelsstadt taten ihn als einfach verrückt ab. Nie hatte er sich sehr mit seinesgleichen abgegeben, ließ sich immer seltener in der Gesellschaft sehen und war nun nur noch einem kleinen Kreis von ästhetisch Interessierten aus anderen Städten bekannt. Selbst der Providence Art Club, der darauf bedacht ist, seine konservative Linie zu erhalten, hatte ihn eher hoffnungslos gefunden.

Bei diesem Besuch, so hieß es im Manuskript des Professors, erbat er sich abrupt die Vorteile des archäologischen Fachwissens seines Gastgebers und wollte von ihm die Hieroglyphen auf dem Basrelief entziffert wissen. Er sprach in abwesender, geschraubter Manier, die Pose vermuten ließ und Sympathien entzog; und mein Onkel antwortete mit einiger Schärfe, denn die augenfällige Frische der Tafel implizierte Verwandtschaft mit allem möglichen, nur nicht mit Archäologie. Des jungen Wilcox Erwiderung, die meinen Onkel immerhin so beeindruckte, daß er sich später an ihren genauen Wortlaut

erinnerte, war von einem phantastischen poetischen Flair, das dieses ganze Gespräch gekennzeichnet haben muß und das ich seitdem so charakteristisch für ihn finde. Was er sagte, war: »Das Relief ist tatsächlich ganz neu, denn ich fertigte es heute nacht in einem Traum, der von fremdartigen Städten handelte; und Träume sind älter als der brütende Tyrus, oder Sphinx, die nachdenkliche, oder das gartenumkränzte Babylon.«

An dieser Stelle begann er also mit der verworrenen Erzählung, die auf schlummernde Erinnerungen zurückgeht und sofort das fieberhafte Interesse meines Onkels besaß. In der Nacht zuvor hatte es ein leichtes Erdbeben gegeben, seit Jahren die spürbarste Erschütterung in Neu England; und Wilcox' Imagination war in hohem Maße erregt worden. Nachdem er eingeschlafen war, befahl ihm ein noch nie dagewesener Traum von riesigen Zyklopenstädten aus titanischen Blöcken und vom Himmel gestürzten Monolithen, die vor grünem Schlamm troffen und unheilvolle Schrecken bargen. Wände und Säulen waren von Hieroglyphen bedeckt, und von unten, unbestimmbar, von wo, war eine Stimme erklingen, die keine Stimme war; eine chaotische Sensation, die nur der phantastischste Wahnsinn in Laute übersetzen konnte; die er durch die fast nicht aussprechbare Unordnung von Buchstaben, durch »Cthulhu fhtagn« wiederzugeben suchte. Dieses Lautgewirr war der Schlüssel zu dem ungeheuren Interesse, das den Professor packte und beunruhigte. Er fragte den Bildhauer mit wissenschaftlicher Genauigkeit aus und untersuchte mit nahezu panischer Intensität das Basrelief, das zu schaffen sich der junge Mann überraschte, fröstelnd, nur mit dem Pyjama bekleidet, als er das wache Bewußtsein langsam wiedererlangte. Mein Onkel entschuldigte es, wie mir Wilcox später sagte, mit seinem Alter, daß er nicht sofort die Hieroglyphen und die Zeichnung erkannt habe. Viele seiner Fragen schienen dem Besucher höchst fehl am Platze, vor allem jene, die die Figur mit fremdartigen Kultan und Gesellschaftsformen in Verbindung zu bringen suchten; und Wilcox verstand nicht das wiederholte Versprechen des Professors, Schweigen zu bewahren, wenn er dafür nur die Mitgliedschaft zu irgendeiner mystischen oder heidnischen Sekte erhielt. Als Prof. Angell endlich davon überzeugt war, daß der Bildhauer tatsächlich weder einen Kult kannte noch ein System kryptischer Überlieferung, bat er seinen

Besucher eindringlich, ihm doch auch weiterhin über seine Träume zu berichten. Darauf ging Wilcox bereitwillig ein, und schon nach dem ersten Gespräch berichtet das Manuskript von täglichen Besuchen des jungen Mannes, während der er erregende Fragmente nächtlicher Bilderfolgen lieferte; gigantischer Terror türmt sich auf, von riesigen Monolithen tropft dunkler Schlamm, unterirdische Stimmen fressen sich quälend in das Gehirn . . .

Die beiden am häufigsten vorkommenden Laute sind durch die Buchstabierung »Cthulhu r'lyeh« annähernd wiedergegeben.

Am 23. März, so hieß es weiter im Manuskript, erschien Wilcox nicht wie üblich, und Nachfragen ergaben, daß ihn ein merkwürdiges Fieber befallen hatte, und er war zu seiner Familie in die Waterman Street gebracht worden. Er hatte in der Nacht mehrere andere Künstler im Hause durch einen Schrei geweckt und befand sich seitdem in einem Dämmerzustand zwischen Bewußtlosigkeit und Fieberphantasien.

Mein Onkel setzte sich sofort mit der Familie in Verbindung und überwachte von nun an den Fall aufs gewissenhafteste; oft rief er Dr. Tobey, der den Kranken betreute, in seiner Praxis in der Thayer Street an.

Der fiebernde Geist des jungen Bildhauers brütete offensichtlich über grauenvoll seltsamen Dingen; und hin und wieder schauderte der Arzt, wenn er von ihnen sprach. Sie schlossen nicht nur eine Wiederholung des zuvor Geträumten ein, sondern berührten ganz unzusammenhängend ein gigantisches Ding, »Meilen hoch«, ein Umhergepolter und Getapse. Nie beschrieb er genau diesen Gegenstand, aber gelegentlich hervorgestoßene Worte, die Dr. Tobey wiederholte, überzeugten den Professor, daß er mit der unaussprechlichen Monstrosität identisch sein müsse, die der junge Mann in seiner Trausculptur bildlich darzustellen versucht hatte. Wenn er dieses Objekt erwähnte, so bedeutete das das Vorspiel für einen unweigerlichen Rückfall in Lethargie, fügte der Doktor hinzu. Es befremde, daß seine Körpertemperatur gar nicht viel über der normalen liege, aber sein ganzer Zustand ließe ansonst eher echtes Fieber vermuten als geistige Verwirrung.

Am 2. April, etwa gegen drei Uhr nachmittags, schwand plötzlich jede Spur von Wilcox' Krankheit. Er saß, erstaunt, sich zu Hause zu